

Pluralismus in der Politik der Anziehung

Nicole Lieger, Oktober 2008

Ein wesentlicher Bestandteil der Politik der Anziehung ist meines Erachtens Pluralismus. Die Grundannahme, dass es mehr als einen diskursiven und politischen Raum gibt ermöglicht es mir, auch bei politischen Fragen von mir selbst zu sprechen und anderen ihren Raum zu lassen. So wird es möglich, meine eigenen Visionen von Gesellschaft in den Raum zu stellen und jene willkommen zu heißen, die sich davon angezogen fühlen, und gleichzeitig alle einzuladen, etwas anderes in den Raum zu stellen, sich von anderem angezogen zu fühlen oder anderem zu folgen.

Dieser Pluralismus umfasst sowohl kleine, praktische Fragen als auch sehr tiefe und weitreichende Fragen von unterschiedlichen Werten und Lebensvorstellungen. Ein Bekenntnis zum Pluralismus in diesem Sinne ist für mich nicht immer einfach. Als Akademikerin und als politische Aktivistin habe ich in den letzten Jahren einen Einstellungswandel von einem meist impliziten Universalismus hin zu bewusstem Pluralismus und Relativismus gemacht. Da mir Pluralismus als ein so zentraler Punkt in der Politik der Anziehung erscheint, möchte ich hier Aspekte dieses Wandels anhand eines beispielhaften Breiches nachzeichnen.

Dass ich dabei einen explizit persönlichen Zugang wähle und dies auch sprachlich ausdrücke rührt unter anderem aus einem erkenntnistheoretischen Hintergrund her. Von einem konstruktivistischen Weltbild kommend gehe ich davon aus, dass es keine neutrale, beobachter_innenfreie Beobachtung einer objektiv bereits vorhandenen Welt gibt, sondern dass ich als Beobachterin Teil der Welt bin und es keine neutrale Art der Fragestellung gibt. Jede Frage entsteht in einem Kontext, für jede Frage, die ich stelle, bin ich Teil dieses Kontextes und es scheint mir hilfreich, dies auch sichtbar zu machen.

Darüber hinaus erleichtert diese Art des Ausdrucks meinem Empfinden nach die Verbindung zwischen Reden, Handeln und Sein. Dies ist hilfreich sowohl beim Bewusstmachen der Faktoren, die zum Entstehen einer bestimmten Wahrnehmung oder Sichtweise beitragen, als auch umgekehrt bei der Umsetzung gewonnener Einsichten, beim Einfließenlassen akademischer Erkenntnisse in die persönlich und gesellschaftlich gelebte Realität.

Multikulturalismus und Feminismus

„Ist Multikulturalismus schlecht für Frauen?“ war Titels eines Aufsatzes, der vor einigen Jahren eine heftige Debatte in westlichen akademischen Kreisen ausgelöst hat (Okin 1999). Dazu drängen sich mit sofort einige weitere Fragen auf, wie etwa: Was ist gut für Frauen? Wer bestimmt das? Heißt „für Frauen“ automatisch „für alle Frauen“? Wie oft sprechen wir implizit für alle? Wie viel Pluralismus hat derzeit in meinem Denken Platz?

Eine Vorbemerkung dazu betrifft das Verständnis von Kultur, wie ich es im Folgenden dem Begriff „multikulturell“ zugrunde lege. Ich gehe davon aus, dass es tatsächlich bedeutsame Unterschiede gibt zwischen den Weltbildern, Wunschvorstellungen und Lebenspraktiken unterschiedlicher Menschen. Diese Unterschiede gehen jedoch quer durch alle Gruppen, die wir anhand von Ethnie, Religion oder geographischer Region festzumachen versuchen. Solche Gruppen sind intern nicht homogen, und Menschen aus verschiedenen Ethnien oder Religionen

sind nicht notwendigerweise weit voneinander entfernt, was Lebenszugang und Weltvorstellung betrifft. Ethnie, Religion, Weltregion, Klasse, ländliche/städtische Herkunft, Geschlecht usw. können zwar zweifelsohne wichtige Faktoren in der Formung von Weltbild, Identität und Lebensgewohnheiten sein, es empfiehlt sich aber m.E. nicht, sie zur Identifizierung (vermeintlich einheitlicher oder zusammengehöriger) Gruppen zu verwenden. Dies scheint mir um so wichtiger, als wir und ich aus einer gesellschaftlichen Tradition kommen, die lange der Tendenz gefolgt ist, Gruppen und Kulturen zu essentialisieren und sich dann in einem Überlegenheitsverhältnis dazu zu definieren (etwa im Sinne von E.Saids Orientalismus).

Menschen, die relativ ähnliche Weltbilder und Lebenspraktiken haben, bezeichne ich hier als Mitglieder einer Subkultur (in Ermangelung eines besseren Begriffs). Ich persönlich habe Mitglieder meiner Subkultur in unterschiedlichsten Kontinenten, Ethnien und Religionen gefunden; umgekehrt erlebe ich die Praktiken von Mitgliedern meiner Ethnie und Weltregion, also der Mehrheitsgesellschaft, zu der ich gehöre, öfters als grundlegend unterschiedlich von meiner eigenen.

Mit diesem querlaufenden Verständnis von Übereinstimmung und Unterschiedlichkeit möchte ich mich der Frage des Multikulturalismus - oder eben des Pluralismus - annähern. Meine Annahme dabei ist, dass unterschiedliche Lebensvorstellungen sehr wohl aus einem regionalen oder religiösen Hintergrund kommen können, aber keineswegs müssen. Meine Frage ist daher allgemein gefasst und stellt darauf ab, wie unterschiedliche Lebenskonzepte gelebt werden können. Welche Individuen welchem Konzept nahestehen ist dabei nicht durch äußere Kriterien festgelegt oder vorhersehbar. Ich hoffe, mit diesem Zugang der Gefahr der Essentialisierung und der klaren Aufspaltung in „Wir - Sie“ möglichst entgehen zu können. In diesem Sinne möchte ich im Folgenden auch Beispiele aus meiner eigenen Ethnie, Region und Mehrheitsgesellschaft verwenden, und auch aus meiner eigenen Subkultur.

Intoleranz und Patriarchat

Beginnen möchte ich dazu mit der häufigsten Entgegnung, die ich innerhalb meiner Subkultur erhalten habe, wenn ich die Frage nach Pluralismus und unserer eigenen Toleranz gestellt habe: „Muss Toleranz nicht auch Grenzen haben?“. Es folgt dann meist der Hinweis, dass es ja auch Gruppen gäbe, die selbst intolerant seien, die für ihre Überzeugungen universelle Geltung einforderten, und die (nach Kräften) versuchten, ihre Überzeugung und ihr System auch anderen aufzuzwingen.

Erst relativ spät ist in mir der Verdacht aufgestiegen, dass diese Beschreibung möglicherweise nicht nur auf andere Gruppen zutrifft, sondern auch auf meine eigene. Dass also ich selbst dieses - gerade als inakzeptabel beschriebene - Verhalten an den Tag gelegt habe.

Als Beispiel dafür sei die Haltung angeführt, die ich (und viele andere in meiner Subkultur) zum Patriarchat eingenommen haben. „Patriarchat abschaffen“ war die Kurzfassung einer Einstellung, die wir - natürlich mit unterschiedlichen Nuancen und einer langen Liste an Argumenten und weiterführenden Begründungen - im allgemeinen teilten. „Abschaffen“ - für alle? Die Formulierung „für alle“ haben wir der Forderung nicht extra hinzugefügt; sie ist, meinem Verständnis nach, in der Verwendung des Begriffs „abschaffen“ schon inbegriffen. Natürlich für alle - abgeschafft ist abgeschafft.

Auch wenn ich nach wie vor an meiner persönlichen Liste von Argumenten und weiterführenden

Begründungen festhalte, und sich meine persönliche Wunschvorstellung von der sozialen Umgebung, in der ich leben möchte, nicht geändert hat, so scheint es mir inzwischen doch angebracht, bei meinen Entwürfen möglicher zukünftiger Gesellschaften sehr wohl mit einzuplanen, dass andere Menschen vielleicht ganz anders leben wollen als ich, und das auch tun können sollen, individuell und in Gemeinschaft.

Toleranz und Sklaverei

Ein konkretes Beispiel dazu kam aus meinem unmittelbaren Umfeld. Über mein Engagement in der Queer Community habe ich einige Sadomasochist_innen kennen gelernt, die innerhalb unserer Arbeitsgruppe aufgefallen sind durch ein ungewöhnlich hohes Maß an Klarheit in Bezug auf die eigenen Gefühle und Bedürfnisse und die Fähigkeit, diese offen und wertschätzend zu kommunizieren. Auch wenn ich zuvor (nicht zuletzt aufgrund meiner stark egalitären und pazifistischen Grundhaltung) dem BDSM-Bereich eher skeptisch gegenübergestanden bin, ist für mich eindeutig, dass ich in diesem Fall nicht zur Erklärung Zuflucht nehmen kann, dies wären Personen, die gegen ihre eigenen Bedürfnisse handeln weil sie nicht in der Lage sind, diese überhaupt wahrzunehmen oder richtig einzuschätzen (ich aber schon). Wenn ich die Fähigkeit dieser Menschen zur freien Entscheidung in Frage stelle, so muss ich es mit meiner eigenen zumindest ebenso sehr tun.

Diese Menschen entsprechen auf der einen Ebene - der Eigenverantwortung sowie der egalitären, konsensorientierten Kommunikation - sehr stark meinen eigenen Idealvorstellungen, weshalb es mir leicht fällt, sie zu akzeptieren und zu schätzen. Gleichzeitig entscheiden sie sich in dieser Freiheit z.T. für Lebensweisen, die meinen inhaltlichen Vorstellungen direkt zuwider laufen. Konkretes Beispiel dafür ist - selbst gewählte - Sklaverei. Ein Pärchen lebt die Konstellation „Herr-Sklavin“ nicht nur stundenweise, sondern laufend, durchgehend, über Jahre hinweg. Das ist selbst gewählte Unterwürfigkeit, als Lebenskonzept.

Was ist nun meine Haltung gegenüber dieser Frau? Kann ich ihre Wahl akzeptieren, ohne sie abzuwerten? Der Kontext der Queer Community ist für mich besonders hilfreich, weil er einen sehr hohen Anspruch in den Raum stellt, was den Umgang mit unterschiedlichen Sexualitäten und Lebensweisen betrifft. Toleranz ist nicht das, was gefragt ist. Akzeptanz eigentlich auch nicht. Der Anspruch geht noch darüber hinaus. Wenn ich etwa auf einen Rechtsanwalt zugehe und sage: „Ich bin zwar keine Rechtsanwältin, und ich will es auch nicht werden, aber ich akzeptiere, dass Du es bist und werde Dich deshalb nicht verurteilen“ wird sich der Rechtsanwalt an den Kopf greifen und sich fragen, wovon ich eigentlich spreche. Allein die Idee, ich könnte mich hier als Instanz aufschwingen, die seinen Lebensweg moralisch beurteilt und dann - glücklicherweise - für tolerierbar erklärt scheint vollkommen unangemessen. Die gleiche Art von selbstverständlicher Wertschätzung, die der Rechtsanwalt erwartet, erwarten auch viele Menschen der Queer Community für ihre Lebensweise. Da gibt es nichts zu entschuldigen, und auch nichts zu tolerieren - gnädiges Durchwinken ist nicht gefragt.

Gerade dieser sehr hohe Anspruch ist für mich als Messlatte sehr hilfreich. Erfülle ich diesen Anspruch in Bezug auf die genannte SM-Beziehung? Erfülle ich ihn, wenn Frauen eine viel mildere Form der Unterordnung innerhalb einer Ehe (oder eines Büros) wünschen oder annehmen?

Kann ich dies als voll gültigen Lebensentwurf mit seinen eigenen Qualitäten gelten lassen, auch wenn ich ihn für mich selbst nicht möchte? Kann ich mir überhaupt vorstellen, dass ein Mensch ein Leben in Unterwürfigkeit wählt?

Wenn ich dies grundsätzlich nicht kann, dann werde ich nicht in der Lage sein, die Freiheit oder Unfreiheit einer konkreten persönlichen Entscheidung in der Realität sinnvoll einzuschätzen. Mein Ergebnis ist unbewusst vorherbestimmt, und ich werde immer Indizien finde, die mich zur selben Schlussfolgerung kommen lassen. Wenn ein „Ja“ für mich psychologisch gar nicht möglich ist, wird immer ein „Nein“ herauskommen - und ich werde immer gute Argumente finden, an denen ich dieses „Nein“ aufhängen kann, mit denen ich es rationalisiere.¹

Natürlich ist damit der Umstand sozialer und kultureller Bedingtheit menschlicher Wünsche und Entscheidungen nicht abgetan oder aufgehoben. Dies gilt allerdings nicht nur für Wünsche nach BDSM und patriarchaler Rollenverteilung, sondern auch für meine eigenen Ausrichtung. Meine Leidenschaft für egalitäre Strukturen ist auch nicht vom Himmel gefallen, mein Wunsch nach offener Kooperation unter Freien und Gleichen hat eine jahrhundertelange, gut dokumentierte Vorgeschichte in meiner Gesellschaft. Aufgrund meiner Erziehung ist es mir derzeit so gut wie unmöglich, mich mit einem stark hierarchischen System zu identifizieren und mich darin wohlfühlen. Exit in diese Richtung ist für mich nicht nur praktisch/physisch, sondern vor allem emotional/psychisch nicht möglich.

Die Bedingtheit der eigenen Kultur

Es kann uns leicht passieren, dass wir den Nachweis der kulturellen Bedingtheit nur bei anderen Gruppen führen, und dieses Argument dann zu ihrer Delegitimierung oder Infragestellung verwenden. Für unsere eigene Gruppe wird dieser Nachweis nicht geführt, wodurch implizit der Eindruck entsteht, sie wäre nicht-bedingt, nicht-kulturell, sondern neutral oder „normal“. Auch wird in jener Literatur zu Multikulturalismus, die mir bekannt ist, häufig davon ausgegangen, dass die westliche Mehrheitsgesellschaft tendenziell progressiv und menschenfreundlich ist, und dass die Praktiken der Minderheiten dahinter zurückfallen. Da ich mich selbst oft als Teil einer Minderheit erlebe, die ich als progressiver einstufe als die umgebene Mehrheitsgesellschaft, entbehrt das für mich nicht einer gewissen Komik.

Jeff Spinner-Halev (2005, S.158) etwa zitiert in seiner Beschreibung bestimmter liberaler Positionen Tierquälerei und Drogenverkauf als Grenzüberschreitungen, bei denen die Mehrheitsgesellschaft in die ansonsten autonome Minderheitsgruppe eingreifen sollte. Ist die Mehrheitsgesellschaft eine, die Hühner in Käfigbatterien hält und Alkoholkonsum zur Gewohnheit macht, kann das durchaus amüsant anmuten.

Einige der (Minderheits-)Werte und Praktiken, die ich als progressiv einstufe, kommen aus anderen Weltregionen nach Europa. Dazu gehört etwa eine vegetarische Lebensweise und zugehörige Vorstellungen des Wertes und der Verbundenheit allen Lebens, sowie die allgemein pazifistische Ausrichtung buddhistischer Lehren, die einen wesentlichen Einfluss aus Asien in den Westen brachten.

Die Thematisierung der eigenen Gesellschaft bietet sich meines Erachtens auch bei der Kopftuchdebatte an. Eine Umlegung der dort überlicherweise gestellten Fragen auf ein anderes Beispiel kann sich als höchst aufschlussreich erweisen.

Für die Gesellschaft, in der ich lebe, fände ich z.B. eine Hosendebatte angebracht. Werden schon kleine Buben in dieser Gesellschaft gezwungen, Hosen zu tragen? Können sie sich auf Wunsch daraus lösen, und auf Röcke und Kleider umsteigen? Können sie das zumindest später, als erwachsene Männer? Wieviel Geschlechterrollenbild wird durch dieses (verpflichtende) Hosentragen an Buben und Männer kommuniziert? Werden sie da nicht in eine Rolle hineinsozialisiert, aus der sie sich dann nur noch ganz schwer lösen können? Gibt es hier nicht ganz starken Druck ihres sozialen Umfelds? Ist das nicht eine ganz starke Einschränkung ihrer persönlichen Entwicklungs- und Entfaltungsfreiheit? Davon abgesehen, leidet - neben den einzelnen Betroffenen - nicht auch die Gesellschaft unter diesem klassischen Männerrollenbild? Ist es nicht im Sinne aller, dafür zu sorgen, dass Buben und Männer nicht mehr dem Hosenzwang (und dem mitkommunizierten Männerbild) unterworfen werden? Solange der Hosenzwang gesellschaftlich aufrecht ist, und die Identitätsentwicklung seit der frühesten Kindheit prägt, wie sind die Aussagen einzelner Männer zu bewerten, dass sie ohnehin freiwillig Hosen tragen und gar nichts anderes wollen würden?

Die parallele Thematisierung eigener und anderer Praktiken hilft m.E., zu einer gleichberechtigteren Begegnungsebene zu finden, und bringt außerdem ganz neue Emotionen in altbekannte Argumente, was ebenfalls zur Öffnung des eigenen Horizonts beitragen kann.

Pluralismus in der politischen Vision und Debatte

Welche Schlussfolgerungen lassen sich nun aus dem oben Gesagten ziehen?

Eine erste Handlungsoption, die sich anbietet, ist die Arbeit an meiner eigenen grundlegenden Fähigkeit, Weltsichten und Lebensweisen, die meiner eigenen so gar nicht entsprechen, nicht nur zu tolerieren, sondern womöglich sogar wertzuschätzen. Solange ich diese Fähigkeit nicht habe, sind meine Einschätzung von konkreten Situationen so vorbelastet, dass es nicht unwahrscheinlich ist, dass ich mit meiner Intervention bloß eine Form von Repression durch eine andere ersetze, oder gar erst eine erschaffe.

Neben meiner eigenen Offenheit kann ich zur Offenheit jener Gruppen beitragen, zu denen ich mich zugehörig fühle. Fließende Außengrenzen und die Ermöglichung von Mehrfachzugehörigkeiten vereinfachen Exit - aus meiner Gruppe, und in meine Gruppe. Exit aus repressiven Verhältnissen kann ja nicht nur daran scheitern, dass die Leute nicht rausgelassen werden, sondern vor allem daran, dass sie keinen Raum haben, in den sie hineingehen können. In diesem Bereich haben wir also sehr viel Handlungspotential, dass auch den Freiraum von Angehörigen anderer Gruppen erweitert, ohne dass wir irgendwie in der Gruppe selbst intervenieren oder Urteile über dieses und jenes Verhalten fällen müssten. Es hilft bereits, wenn wir ein aufnahmefähiges Umfeld vorbereiten. Dazu gehört m.E., dass exit-willige Menschen nicht gezwungen werden, alle bisherigen Werte und Praktiken sofort und zur Gänze über Bord zu werfen, sondern fließende Übergänge und Doppelzugehörigkeiten zu ermöglichen.

Auch die politische Debatte ändert sich m.E. durch eine pluralistische Ausrichtung grundlegend. Stand sie bisher oft unter der Überfrage „Was ist das beste System?“, so wäre das in Zukunft abzuändern und zu erweitern auf: „Was ist das beste System für mich/uns?“ und: „Wie kann gleichzeitig Raum sein für andere Gruppen und Lebensvorstellungen?“² Dies ermöglicht viel eher, auch im Politischen für sich selbst zu sprechen, und automatisch, implizit, Raum für andere zu lassen.

Fußnoten

1) Interessant dazu z.B. die direkt aufeinander folgenden Absätze eines Strafrechtslehrbuchs, in dem ausgeführt wurde, dass in „Genitalverstümmelung“ nicht einmal freiwillig eingewilligt werden darf, in „Kastration“ - etwa durch einen Sexualstraftäter - aber schon. Dieser offensichtliche Widerspruch wurde in einer späteren Auflage beseitigt, zeigt aber m.E. doch ganz gut, wie unterschiedlich die Schlussfolgerungen sind, je nachdem, aus welchem Diskurs das Thema angeschnitten wird. Kienapfel, 2008, S. 185)

2) Zur Organisation von Pluralismus finden sich Anregungen natürlich in der Debatte zu Multikulturalismus, aber auch in Überlegungen zur demokratischen Weiterentwicklung, wie etwa bei Paul Hirst unter dem Titel *Associative Democracy* oder in politischen Utopien wie *Bolo'bolo* von p.m..

Literatur

Eisenberg, Avigail; Spinner-Halev, Jeff (2005): *Minorities within Minorities: Equality, Rights and Diversity*, Cambridge UK (Cambridge University Press)

Hirst, Paul (1996): *Associative Democracy: new forms of economic and social governance*, Cambridge (Polity Press)

Hirst, Paul; Bader, Veit (Hg) (2001): *Associative Democracy: The Real Third Way*, Oxon/New York (Frank Cass)

Kienapfel, Diethelm; Schroll, Hans Valentin (2008): *Studienbuch Strafrecht: Besonderer Teil I*, Wien (Manz)

m., p.: (1990): *Bolo' Bolo*, Zürich (paranoia city),
<http://www.geocities.com/situ1968/bolo/bolobolo.html>

Okon, Susan Moller (1999): *Is Multiculturalism Bad for Women?* In: Cohen, Joshua / Howard, Matthew / Nussbaum, Martha C. (Hg.): *Is Multiculturalism Bad for Women?*, Princeton (Princeton), S. 7-24

Said, Edward (1978): *Orientalism: Western Conceptions of the Orient*, London (Penguin)

Sauer, Birgit; Strasser, Sabine (2008): *Zwangsfreiheiten: Multikulturalität und Feminismus*, Wien (ProMedia / Südwind)